

Fachliche Orientierung

Prof. Dr. Edith Feistner und Dr. Michael Veeh, Regensburg

1. Ein Werk der Variation – zur Eigenart des mittelalterlichen ‚Iwein‘-Romans

Der ‚Iwein‘ des mittelhochdeutschen Dichters Hartmann von Aue, wohl nicht lange vor 1200 im südwestdeutschen Raum verfasst, ist ein Text, der wahrscheinlich schon von Anfang an darauf ausgerichtet war, später von anderen umgestaltet, erweitert oder verkürzt zu werden. Schon Hartmann selbst hat seine Vorlage, ein Werk des französischen Dichters Chrétien de Troyes, weniger ‚übersetzt‘ als vielmehr bearbeitet.

Anders als heutige Romane besteht der ‚Iwein‘ aus Paarreimversen, die neben einer privaten, stillen Lektüre sicherlich vor allem laut vor einem mehr oder weniger großen Publikum vortragen wurden, z.B. im Rahmen größerer Hoffeste oder aber in kleinerem Rahmen, etwa zur Abendunterhaltung der Hofgesellschaft einer Burg. Erwiesen ist, dass es sich um keine ‚Männerliteratur‘ von Männern für Männer handelt, sondern dass im Gegenteil auch Frauen unter den interessierten Zuhörern waren.

Ein Urheberrecht am Text, wie wir es heute kennen, spielte dabei sicherlich noch keine Rolle. Die Darbietung lebte dagegen – abgesehen vom schauspielerischen oder gar pantomimischen Talent der Vortragenden – von der gezielten Anpassung an unterschiedliche neue Gebrauchssituationen. Davon zeugen heute die verschiedenen handschriftlichen Fassungen der Werke, die teilweise erheblich voneinander abweichen. (Vom ‚Iwein‘ sind dies zwar nicht besonders viele, dafür kennen wir aber andere Werke ähnlichen Charakters, wie z.B. Wolframs von Eschenbach ‚Par-

zival', die für mittelalterliche Verhältnisse durchaus zahlreich überliefert sind.)

2. Artus und die Ritter der Tafelrunde – ein gesamteuropäischer Mythos

Hartmanns ‚Iwein‘ gehört zur Reihe der sog. ‚Artusromane‘, die sich in der höfischen Welt um 1200 größter Beliebtheit erfreuten. In jedem dieser Romane steht ein anderer Ritter der berühmten Tafelrunde des König Artus im Mittelpunkt, z.B. Parzival, Lanzelet, Gawein, Erec und natürlich Iwein. Die Wurzeln der zugrundeliegenden Geschichten reichen bis in die Völkerwanderungszeit zurück, als die Angeln und Sachsen die britischen Kelten über den Ärmelkanal aufs Festland vertrieben. Diese turbulenten Ereignisse drangen ins ‚kollektive Bewusstsein‘ ein und lebten zunächst in Form mündlicher Sagen weiter. Offenbar spielte in diesen bereits ein besonders tapferer Heerführer eine wichtige Rolle, aus dem später im Englischen Arthur bzw. im Französischen und Deutschen König Artus wurde.

Im Früh- und beginnenden Hochmittelalter wurden die mündlichen Sagen dann wiederholt in Geschichtswerken zusammengeführt. Nach der Eroberung Englands durch die Normannen 1066 durch Wilhelm den Eroberer dienten sie u.a. der Legitimation der neuen normannischen Könige als Herrscher im englischen Königreich. Erst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts wurde der entscheidende Schritt in Richtung Dichtung im engeren Sinne vollzogen: König Artus und die Tafelritter entwickelten sich – in einer unter mehreren Rezeptionsrichtungen – gänzlich zu literarischen Figuren, die wie unsterblich in einem zeitlosen

Niemandsländ leben und eine historische Verortung nicht mehr benötigen. Spätestens in diesem Kontext tritt Artus nicht mehr als kämpfender Krieger in Erscheinung, sondern ausschließlich als Integrationsfigur. Er versammelt – als *primus inter pares* (als erster unter gleichen) – die tapfersten Ritter an seiner Tafelrunde. In den nachfolgenden Jahrhunderten entstehen in verschiedenen europäischen Sprachen zahlreiche Artusromane, die ganz vielseitig erscheinen und vor allem dadurch miteinander verbunden sind, dass ihr jeweiliger Held bei seinen Aventiuren (Abenteuern) als Ritter der Tafelrunde den Artushof als Vorbild und Bezugspunkt im Auge hat.

Der Dichter, der als ‚Erfinder‘ des Artusromans gilt, ist der bereits oben genannte Franzose Chrétien de Troyes (ca. 1140-1190). Er sagt über seinen wohl ersten Artusroman (*Erec et Enide*, um 1170), er habe diesen eigenständig aus alten Sagen zusammenkomponiert, um auf diese Weise eine *molt bele conjointure* (also eine möglichst schöne neue Verbindung) herzustellen. Der Anspruch auf Historizität tritt mithin eher zurück. Hartmann von Aue (ca. 1160-1210), über den man nur mutmaßen kann, dass seine Heimat in Au bei Freiburg im Breisgau lag und dass er ein Ministeriale der Herren von Zähringen war, adaptierte zwei von Chrétiens Artusromanen. Er übertrug sie ins Mittelhochdeutsche, hielt sich dabei aber nicht, wie man es heute von einem Übersetzer erwarten würden, genau an den Wortlaut der Vorbilder, sondern formulierte oft viel freier. Die beiden Hartmannschen Artusromane sind der ‚Erec‘ und der etwas jüngere ‚Iwein‘. Der dritte klassische Artusroman in deutscher Sprache, ebenfalls eine Adaption (und über Hartmann hinausgehend auch eine Erweiterung) eines Werkes von Chrétien, ist der ‚Parzival‘ Wolframs von Eschenbach.

3. Zum didaktischen Programm des ‚Iwein‘-Romans im Mittelalter

Romane wie Hartmanns ‚Iwein‘ dienten nicht nur der Unterhaltung, sondern verfolgten offenbar auch ein klares didaktisches Programm. Wohl liegt dem Text ein variierendes Portfolio sich überschneidender höfisch-ritterlicher Leittugenden zugrunde (wie z.B. Beständigkeit/*mâze*, Treue/*triuwe*, Standhaftigkeit/*staete*, Demut/*diemüete*, Ehre/*êre* u.a), die sich im Laufe des 12. Jahrhundert zunächst an französischen Adelshöfen herausbildeten und sicherlich auch kirchlich beeinflusst wurden (Leitbild des *miles Christianus*/des christlichen Ritters). Dazu kamen natürlich Fertigkeiten wie sportliche Tüchtigkeit und Kampfkraft. Derartige Ideale, von denen man nicht weiß, wie verbindlich sie in der außerliterarischen Welt überhaupt waren, manifestieren sich – in literarischem Gewand – auch im ‚Iwein‘:

Die erzählte Geschichte, die sich in zwei Teile untergliedern lässt, ist rasch zusammengefasst: Im ersten Teil wird Iwein als ein Ehrgeizling am Artushof präsentiert, der, um den Ehrverlust eines Verwandten wiedergutzumachen, den Wächter eines geheimnisvollen Brunnenreichs tötet. Anschließend heiratet er dessen schöne Witwe Laudine und übernimmt selbst die Herrschaft über das Reich. Dabei hilft ihm Laudines Zofe, die listenreiche und schillernde Lunete. So schnell wie Iwein Ehe und Herrschaft gewonnen hat, so schnell wird er beide aber auch bald wieder verlieren: Als er seine Frau verlässt, um wieder in den Kampf zu ziehen, verspricht er ihr, nach einem Jahr zurückzukehren. In seiner Rastlosigkeit vergisst er diese

Frist jedoch und wird daraufhin von Lunete vor Artus und der versammelten Gefolgschaft seiner Ritter verflucht. Im zweiten Teil geht es darum, dass Iwein seine Schuld wieder gut machen muss. Sein ganzes Handeln stellt er von nun an in den Dienst anderer und der Gesellschaft; er hilft bedrohten Jungfrauen, kämpft mutig gegen gefährliche Riesen, rettet eine Löwen vor einem gefährlichen Drachen, der dann an seiner Seite bleibt (daher: Iwein, der Löwenritter), schlägt aus Treue zu Laudine die Avancen anderer Frauen aus usw. Am Ende gelingt es Iwein, abermals durch eine List Lunetes, seine Frau Laudine zurückzugewinnen. Nun ist er in der Lage, die Bereiche Ehe und Liebe einerseits und Herrschaft und Politik andererseits vorbildlich unter einen Hut zu bekommen.

Man kann diese Geschichte als Ratgeber rechter Lebensführung lesen. Sehr abstrakt formuliert lautet das Programm, das sich dahinter verbirgt: Der Mensch sollte stets versuchen, Pflicht und Neigung in die Waage zu bringen, Unordnung in Ordnung zu überführen und dabei stets das rechte Maß einzuhalten. Diese Ideen sprachen nicht nur die adeligen Hörer/Leser um 1200 an, die unter der Unsicherheit einer politisch turbulenten Zeit litten und nach klaren Orientierungspunkten im Rahmen ihrer höfischen Identität suchten, sondern erscheinen kulturanthropologisch übergreifend bis heute aktuell.

4. Iwein reitet wieder – in die Schule! Zur didaktischen Relevanz im aktuellen Schulunterricht

Es überrascht eigentlich kaum, wenn Stoffe wie der des ‚Iwein‘ es vermögen, auch noch Kinder und Jugendliche im 21. Jahrhundert zu begeistern. Gerade dieser Leserguppe

sind die Welten, in denen die mittelalterlichen Texte spielen, in ähnlicher Form oft bereits bestens vertraut: Vortreffliche Helden und schöne Damen, abscheuliche Gegenspieler und furchterregende Monster, magische und märchenhafte Elemente, mittelalterlich anmutende Handlungsräume und nicht zuletzt das Absolvieren gefährlicher Abenteuer auf dem Weg zu einem Happy End gehören zum festen Repertoire aktueller Jugendbücher, Fantasy-Filme oder PC-Spiele. Derartige Parallelen können im Schulunterricht motivierend nutzbar gemacht werden, wenn es darum geht, zu den Wurzeln zurückzugehen und Mythen und Stoffe zu behandeln, die tatsächlich Jahrhunderte überdauert haben und aus dem Mittelalter stammen.

Dazu kommt ein rezeptionsästhetischer Gesichtspunkt: Wenn im aktuellen Deutschunterricht neben analytischen Formen der Textinterpretation nach wie vor produktions- und handlungsorientierte Zugänge fest zum methodischen Repertoire gehören, scheinen sich gerade Werke aus dem Mittelalter dafür bestens zu eignen. Denn diese lebten maßgeblich von ihrer adressatenbezogenen Anpassungsfähigkeit und bieten sich daher für eine ganzheitlich-produktive Auseinandersetzung besonders an. Was läge also näher, wenn es darum geht, Kinder und Jugendliche zum szenischen Experimentieren, zum kreativen Schreiben und zum produktiven Weiterdenken literarischer Vorlagen zu bewegen, als dabei von mittelalterlichen Texten auszugehen, die gerade darauf ausgerichtet waren?

Ein Problem stellt sich bei der Behandlung mittelalterlicher Werke in der Schule allerdings immer und ist schwer zu ignorieren: Schülerinnen und Schüler des 21. Jahrhunderts verfügen kaum über fundierte Kenntnisse des Mittelhochdeutschen und werden, selbst wenn sie entsprechend geschult werden, keinen Genuss an der Lektüre län-

gerer Texte empfinden. Sollen die alten Werke als Ganzschriften gelesen werden, ist also fast zwingend auf neuere Nacherzählungen zurückzugreifen. Für den ‚Iwein‘ scheint insofern ein besonderer Glücksfall vorzuliegen, als mit Felicitas Hoppes ‚Iwein Löwenritter‘ (Fischer 2008) eine besonders packende Fassung für jüngere Leser vorliegt. Ältere Nacherzählungen auch anderer mittelalterlicher Texte, zum Beispiel aus der Werkstatt der Österreicherin Auguste Lechner, können mit Hoppes Werk schwer mithalten.

Wir hoffen, dass das auf diesen Seiten vorgestellte Projekt vielfach zur Nachahmung anregt und dass weitere Klassen den Löwenritter Iwein mit neuen Methoden in ihre Klassenräume einziehen lassen werden. Blicke auf die ganz andere Materialität mittelalterlicher Handschriftenkultur – im Kontrast zum postmodernen Kommunikation im Web 2.0-Zeitalter – schließt dies übrigens nicht aus. Mit einem solchen Blick beginnt übrigens auch das Hörspiel des P-Seminars aus Beilngries.

,